

Inhalte Tagung
Die Künste in der Bildung
18. November 2011
Zürcher Hochschule der Künste

Referat von **Marco Wehr**, Hrsg. und Autor von «Die Hand: Werkzeug des Geistes» und «Welche Farbe hat die Zeit?«, Tänzer, Physiker und Philosoph:
Von der Kunst ein Künstler zu sein. Was wir von kreativen Köpfen lernen können.

Wahnsinn und Genie gehen Hand in Hand, Spitzwegs armer Poet, die Geburt des erhabenen Kunstwerks aus der persönlichen Katastrophe: Über keinen Berufsstand existieren so viele Vorurteile wie über den der Künstler. Zugegeben: Es gibt in den Künsten Genies, die dem Irrsinn nahe sind oder ihm erliegen, auch können viele Dichter nicht allein von ihren Versen leben und selbstverständlich wurzelt manch großes Kunstwerk in tief empfundenem Elend. Richtig ist aber auch, dass ein großer Teil erfolgreicher Künstler weder verrückt noch mittellos ist, zudem muss bedeutende Kunst nicht zwangsweise aus Leid geboren werden. Trotzdem sind die sorgsam gepflegten Vorurteile über Künstler so gravierend, dass die eigentlichen Kompetenzen, die Kreativen erlauben, erfolgreich zu sein, gar nicht erst ins Blickfeld geraten. Das habe ich am eigenen Leib erfahren. Ich war auf einer vom deutschen Arbeitsministerium finanzierten Tagung, die sich mit der Frage auseinandersetzte, wie wir in Zukunft leben werden. Geladen waren Politiker, Wirtschaftsexperten, Hochschulrektoren und ein Alibikünstler – meine Person eben. Nach einer Diskussion, die anfangs belanglos dahinplätscherte, kam es plötzlich zu einer Eruption, als ich einige für Künstler völlig selbstverständliche Dinge beim Namen nannte. Eine Politikerin aus dem damaligen Riestermministerium, keifte mich mit Schaum vor dem Mund an und nannte mich unsozial, weil ich von den Menschen etwas verlangen würde, das sie nicht in der Lage zu leisten wären. “Die Praxen der Psychiater in Deutschland werden aus allen Nähten platzen, wenn man von den Menschen fordert, was Sie gerade vorgeschlagen haben! Das ist eine völlige Denkmöglichkeit!” Nach der Diskussion kam der Veranstalter zu mir und sagte: „Vielen Dank für ihre Statements. Sehr interessant, nur leider überhaupt nicht das, was wir aus dem Mund eines Künstlers erwartet haben.“

Was war passiert? Wahrscheinlich war man schon enttäuscht, dass ich nicht mit dem Hollandrad angereist war, einen Strohhut auf dem Kopf, im Rucksack ein frisches Baguette, eine Flasche Beaujolais Primeur, sowie eine schweinslederne Kladde, die ich immer dann unterm Apfelbaum hervorziehe, wenn die Musen zu mir sprechen. Stattdessen war ich mit der Bahn angereist, machte einen ganz weltlichen Eindruck und gab ein paar Vorschläge zum Besten, die vielen Anwesenden so ungeheuerlich erschienen, dass sich bei mir das Gefühl verdichtete, dass sie eine gewaltige soziale Sprengkraft besitzen, obwohl sie für Künstler völlig selbstverständlich sind. Ich wies z.B. darauf hin, dass es für Künstler kein Naturgesetz ist, dass sich die Entwicklung des persönlichen materiellen Wohlstand an einer streng monoton wachsenden mathematischen Funktion orientiert. Als Künstler kennt man die Achterbahnfahrt durch die Zeit, in der sich desaströse finanzielle Situationen mit Momenten abwechseln, in denen man zum Jubilieren aufgelegt ist. Für Meinesgleichen ist es nicht außergewöhnlich, dass Umsatz und Gewinn über die Jahre um 50 % schwanken.

Dann kam der Satz, der die Diskutanten zum Kochen brachte. Ich schlug vor, dass sich

moderne Arbeitnehmer genauso wie Künstler als Unternehmer ihrer selbst verstehen sollten. Die Argumente für diesen, wie ich finde zeitgemäßen Vorschlag, liegen auf der Hand: Eine berufliche Karriere, vergleichbar der meines Wuppertaler Opas ist vom Aussterben bedroht: Mit 17 Jahren Lehre in der Wicküler-Brauerei in Wuppertal. Dann fünfzig Jahre Angestelltenstatus mit stetig wachsenden Bezügen. Endlich eine goldene Uhr zum Dank und ab in die Rente. Heute ändert sich die Arbeitswelt so rasend schnell, dass derjenige, der sich nicht weiterbildet und den neuen Gegebenheiten anpasst unweigerlich auf der Strecke bleibt. Könnte es also von Vorteil sein, sich bestimmte Eigenschaften des Künstlertums zum Vorbild zu nehmen? Taugen Künstler gesellschaftspolitisch noch zu mehr, als durch ihre Anwesenheit marode Viertel zu Szenevierteln zu machen und dort dafür zu sorgen, dass die Mieten steigen, die sie sich dann selbst nicht mehr leisten können, um schließlich die Brocken zu packen, um mit der Karawane das nächste Viertel zu besiedeln.

Tatsächlich gibt es hinter der Nebelwand der Vorurteile Charaktereigenschaften und Befähigungen, die den Künstler in einer sich wandelnden Welt eine gewisse Vorbildfunktion geben. Von diesen will ich nun sprechen, wobei ich mich aus Authentizitätsgründen am Beruf des darstellenden Künstler und des Schriftstellers orientiere.

Können schadet nicht!

Sprach ich mit meinem Schwiegervater über moderne Kunst, dann polterte er immer "Kunst kommt von Können". Darüber kann man trefflich diskutieren. Tatsächlich muss man zugeben, dass es Künstler gibt, die ihr Handwerk definitiv nicht verstehen und die ihre Aufgabe einzig darin sehen, dem "künstlerischen Elaborat" eine intellektuelle Blaupause zu hinterlegen, die der Rezipient gefälligst zu dechiffrieren hat. Dabei kommt es zu einem paradoxen Prozess: Je weniger gesagt wird -je größer die "Assoziationsräume sind"- desto größer wird der interpretatorische Aufwand und desto "anspruchsvoller" wird das Werk eingeschätzt. Diese Vorlage nehmen eingebildete Experten gerne auf, die unverzichtbarer Teil eines sich selbst organisierenden Systems sind, das für die moderne Kunst bezeichnend ist: Außer eines kryptischen künstlerischen Konzepts braucht der "Künstler" nichts zu liefern. Der Kritiker wiederum verwendet die Rätselhaftigkeit der Elaborate, um in der Interpretation mehr über sich selbst auszusagen als über das "Kunstwerk". Vor der Hand lobt er den Künstler, hinter der Hand sich selbst, da er sich als gewieften Exegeten in Stellung bringt: Eine Kapazität, die die Zeichen zu lesen weiß! Unverständnis gemeiner Rezipienten wird mit mangelnder intellektueller Durchdringung des Werks gleichgesetzt. Auf diese Weise kommt es zu einer pseudointellektuellen Rudelbildung aus eingebildeten Künstlern und elitären Exegeten. Zwei Hunde, die jeweils am Hintern des anderen schnüffeln. Es wundert nicht, dass es in diesem paradoxen Prozess zu seltsamen Konsequenzen kommt: Worte fangen an zu tanzen und Tänzer nehmen Chaostheorie und Quantenmechanik zum Gegenstand ihrer Reflexion. Lassen wir nun diese Form künstlerischer Konzeptkunst einmal außen vor und beschäftigen uns mit den Künstlern, die auf das Beherrschen einer Technik angewiesen sind. Hierzu zählen etwa Musiker, Tänzer, Schauspieler, viele Maler, Bildhauer etc.. Was bedeutet es einen Technik zu entwickeln, was bedeutet es zu üben?

Üben

Was weiß man über das Üben? Erstaunlicherweise relativ wenig. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es ist erst seit einiger Zeit bekannt, was anatomisch passiert, wenn man einen Finger krumm macht – ein nicht unwesentlicher Prozess, wenn man das Instrumentalspiel betrachtet. Auch die sogenannte Expertiseforschung hilft dem Suchenden nicht wirklich weiter: Wissenschaftlich fundierte Strategien, die klipp und klar belegen, wie man etwa Fingerfertigkeiten am besten trainiert, existieren nicht. Die Ergebnisse, die vorhanden sind, haben eher einen fragmentarischen und nicht besonders erhellenden Charakter. Das einzige, das zweifelsohne feststeht ist die Binsenwahrheit: “Ohne Fleiß, kein Preis.“ Und der Fleiß lässt sich auch quantifizieren. Die mittlerweile berühmte 10'000-Stundenregel besagt, dass man eben diese Zeit aufbringen muss, um eine Tätigkeit wirklich zu beherrschen. Dabei ist es egal, ob man in einer kubanischen Fabrik Zigarren dreht oder aber Geige spielen lernt. Ehrlicher Weise muss aber zugegeben werden, dass die 10'000-Stundenregel nur die halbe Wahrheit ist! Es reicht nämlich nicht, diese lange Zeit etwa mit einem Instrument zu verbringen und damit automatisch zu einem Meister werden. Das zeigt das von mir sogenannte “Straßenmusikerparadoxon“. In meiner Stadt Tübingen gibt es mehrere Straßenmusiker, die jahrzehntelang ihr Instrument spielen, deren Repertoire aber über fünf Stücke nicht hinausgekommen ist, wobei diese teilweise auch noch in einer lausigen Qualität gespielt werden. Wie ist das zu erklären? In einer Untersuchung über Eiskunstläuferinnen hat man festgestellt, dass nur die sich entwickelten, die sich trauten Dinge zu trainieren, die sie nicht beherrschten. Die, die mit einer gewissen Selbstverständlichkeit Schritte und Sprünge abspulten, die sie schon kannten, entwickelten sich fast gar nicht mehr. Das ist ein wichtiges Resultat, das in all seinen Konsequenzen nicht unterschätzt werden darf. Effizientes tägliches Lernen bedeutet täglich erfahrenes Scheitern! Das ist eigentlich eine Trivialität: Lernen bedeutet nämlich Dinge zu versuchen, die man noch nicht beherrscht. Würde man sie schon beherrschen, bräuchte man sie nicht zu lernen! Also müht man sich beim Üben mit Fertigkeiten, die einem in ihrer Widerständigkeit das Leben schwer machen. Je länger man lernt, desto mehr lernt man auf einer Metaebene des Lernens mit immer größeren Widerständigkeit zurechtzukommen. Vorausgesetzt man ist ein Naturtalent des Lernens oder hat Eltern oder Lehrer, die einen mit dieser manchmal schmerzhaften Einsicht fürsorglich vertraut machen. Interessanterweise steht diese für Praktiker bekannte Binsenweisheit konträr zu einer gerade in der Pädagogik favorisierten Einstellung: Lernen muss immer Freude machen, der Pädagoge vermittelt Fertigkeiten sozusagen subkutan, Enttäuschungen sind unter allen Umständen zu vermeiden. Zur Erläuterung ein Spielplatzerlebnis: Auf dem Abenteuerspielplatz in Entringen wurde ich lautstark von einer überbetulichen Mutter gescholten, die ihren Sohn, der sich ungeschickt wie ein narkotisierter Käfer bewegte, immer mit einem Fahrradhelm in die Rutsche setzte, um dann direkt im Schweinsgalopp in den Sandkasten zu hetzen, wo sie ihn auffing. Sie trug ihn erneut nach oben und das Schauspiel begann von vorne. Ich unterließ es bewusst meiner Tochter zu helfen, hatte es mir mit einem Buch auf einer Bank bequem gemacht und achtete nur darauf, dass sie sich nicht ernsthaft verletzt. Kleine Blessuren nahm ich billigend in Kauf, da ich wollte, dass sie lernt, die Gefahren selbst einzuschätzen und auf diese Weise die Erfahrung macht, wie man Unglücke vermeidet. Ich finde dieses Verhalten völlig legitim. Die Mutter nicht. Sie beschimpfte mich lautstark und nannte mich einen verantwortungslosen Menschen. Ich erwiderte, dass sich die wirkliche Verantwortungslosigkeit dann zeigen würde, wenn sie

als Oberaufseherin ihres Kindes einmal nicht dabei wäre, um es zu behüten und die marginalen Fertigkeiten die ihr Kind beherrscht, nicht ausreichen, eine wirklich gefährliche Situation zu vermeiden.

Das auch von Lerntheoretikern offenbar am grünen Tisch entwickelte Konzept, Kinder vor lehrreichen Enttäuschungen zu bewahren, führt mittlerweile zu den sonderlichsten Auswüchsen. Kindsein muss dauernd Spaß machen, Lernen muss immer spielerisch sein, Physikbücher sehen aus wie Mickey Mouse-Hefte, klassische Wettkampfsituationen werden ad absurdum geführt, es gibt keine Sieger und Besiegte mehr, alle kriegen immer eine Medaille. Die Interessen der Kinder wechseln täglich und natürlich werden die ernst genommen. Heute Ballett und Querflöte, morgen Tai Chi und HipHop. Ein Fantasialand - zu schön um wahr zu sein. Leider zeigt das Leben ein anderes Gesicht, wenn die Kinder aus dem Brutkasten entlassen werden. Es besteht plötzlich aus Wettkampfsituationen – Prüfungen, Bewerbungen, Gehaltsverhandlungen – und vielen Menschen ist es herzlich egal, ob man enttäuscht ist, wenn man an einer Klippe scheitert. Hier erweist es sich als unschätzbare Vorteil, wenn man gelernt hat, aufzustehen und es erneut zu versuchen. In diesem lebensnahen Kontext ist ein "pädagogisches Konzept", das ein illusionäres Könnens- und Sicherheitsgefühl vermittelt und sich nicht an erarbeiteten Fertigkeiten orientiert, grob fahrlässig.

Damit stellt sich die Frage, wie die für Künstler normale Einsicht, dass ein effizient Lernender täglich scheitert, ein Prozess, der niemals aufhört, ihren Widerschein in der Pädagogik finden sollte. Die Antwort lautet: Selbstbewusstsein wächst mit Könnensbewusstsein und Könnensbewusstsein schließt die Einsicht ein, Problemen immer größer werdender Komplexität gewachsen zu sein.

Lerne Deine Fehler zu lieben!

Es gibt eine schöne Anekdote über einen berühmten Jongleur, der etwas beim ersten Zuhören Erstaunliches sagte. Er führte aus, dass es beim Jonglieren mit vielen Bällen nicht mehr sein vorrangiges Ziel wäre, richtig zu werfen. Im Gegenteil: Er macht den Fehlwurf zum festen Teil seiner Übestrategie. Das bedeutet, dass er lernt, *trotz* eines falsch geworfenen Balles die Jonglage erfolgreich zum Ende zu bringen, wohl wissend, dass Fehler immer passieren. Das steht in direktem Widerspruch zur Übestrategie meines Vaters, der als Kind Klavierspielen lernen wollte und beim Repetieren der Stücke immer wieder von vorne begann, sobald er einen Fehler machte. Das hatte zur Folge, dass der Anfang immer besser wurde, während er das Ende nie erreichte. Künstler, die nervenaufreibende Bühnensituationen gewöhnt sind, favorisieren natürlich den Standpunkt des Jongleurs und sind Meister darin, Fehler zu kaschieren und professionell weiterzuspielen. Beim Stuttgarter Ballett, einem Ensemble von Weltruf, sah ich einst einen Solisten stürzen, der, obwohl er für alle Menschen sichtbar, auf dem Hintern landete, weitertanzte, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, vor ausverkauftem Haus auf dem Allerwertesten zu landen. Was bedeutet das in unserem Zusammenhang? Vom großen Fehler auf den kleinen Fehler umgemünzt: Es ist normal am Stoff vorerst zu scheitern! Die Kunst besteht nun darin, das Lernziel richtig zu wählen. Das kann vom Lehrer vorgegeben werden oder vom Künstler selbst. Ist es zu niedrig, tritt wegen des Straßenmusikerparadoxons kein Lerneffekt ein. Ist es zu hoch wird der Lernende entmutigt. Lässt es sich aber mit einigem Aufwand erreichen, so ist es genau richtig

gewählt. Es gibt einen Lerneffekt, der *gleichzeitig* mit der Erkenntnis verbunden ist, dass Schwierigkeiten gemeistert werden können. Es wachsen also Können und Selbstbewusstsein! In dieser über Jahrzehnte anhaltenden Entwicklung, die in der Kindheit beginnen sollte, werden die Fähigkeiten, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, immer größer. Vermeidet man dagegen alle Schwierigkeiten beim Lernen, tritt der gegenteilige Effekt ein. Es ist interessant, dass kleine Kinder die für erfolgreiches Lernen richtige Strategie intuitiv beherzigen, bis falsch verstandenes Gutmenschentum ihnen diese abgewöhnt. Jedes kleine Kind will ununterbrochen Dinge tun, die es noch nicht kann(!) und hat im Gegensatz zu den Erwachsenen überhaupt kein Problem damit, enttäuscht zu werden. Da wird halt solange an einer Mauer gekraxelt, bis man endlich oben ist und dann leuchten die Augen und das nächst-schwierigere Ziel wird in Angriff genommen. Dem Kind diese Erfahrung vorzuenthalten, es mit einem Fahrradhelm in eine Rutschbahn zu setzen ist gefährlich. "Laufen lernt man nur durch fallen".

Welche Lernstrategien können Erwachsene von Künstlern, die oft, aber nicht immer, Meister des Übens sind, lernen? Man könnte es den inneren Blick nennen, der konträr zum äußeren Blick steht. Von außen gesehen scheint ein Lernender eine äußerst langweilige monotone Prozedur zu absolvieren. Scheinbar muss immer wieder das Gleiche gemacht werden. Gleich sieht es aber nur von außen aus. In der Innenschau, beobachtet mit dem angesprochenen inneren Blick, macht man bei der Ausführung der gleichen Sache immer etwas anderes. Das hängt damit zusammen, dass man sich als Ausführender im Übeprozess verändert. Es ist genau genommen immer eine andere Person, die das scheinbar gleiche macht. Und diese Person muss sich langfristig verändern, wenn sie sich entwickeln will. Dieser persönliche Lernprozess ist äußerst stimulierend und hier sei die Vermutung gewagt, dass sich an dieser Stelle zwei Lernstrategien deutlich voneinander scheiden. Da sind auf der einen Seite Disziplinfanatiker, die die Langeweile mit einem selbst - oder vom Lehrer verordneten Zeitdiktat bekämpfen: Eine Stunde Singles, dann eine Stunde Paradiddle etc. Auf der anderen Seite stehen hochmotivierte Menschen, die den inneren Blick entwickeln und die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit im Übeprozess schätzen. Die Disziplinierten sind zielorientiert, die Meister des inneren Blicks sind wegorientiert. Meine Gespräche mit Menschen, die es in ihrem Bereich sehr weit gebracht haben, nähren den Verdacht, dass diese Menschen stark wegorientiert sind. Hier zeigt sich auch ein deutlicher Unterschied mit der beim Lernen absolut unvermeidlichen Enttäuschung. Für primär zielorientierte Lernende ist das Scheitern am Stoff immer eine negativ besetzte Enttäuschung, weil es dazu führt, dass das Ziel nicht auf direktem Wege erreicht werden kann. Für den wegorientierten Lerntyp ist das Scheitern eine heilsame Enttäuschung, die zur persönlichen Entwicklung führt. Ich möchte an dieser Stelle sogar die Vermutung wagen, dass die Wertschätzung der Enttäuschung in der prozeduralen Aneignung einer Tätigkeit und der damit verbundenen Entwicklung des Charakters der Umstand ist, der zum Beispiel Tätigkeiten, die im Zenbuddhismus vorkommen, in deutlicher Weise von einem bei uns verbreiteten Lernbild unterscheiden. In der Konsequenz führen die beiden Lernstrategien zu zwei sich selbstverstärkenden Mechanismen, die man als vicious- und virtuous-circle des Lernens bezeichnet. Diesen beiden gegenläufigen "Lernkreise" liegen einige bekannte neurobiologisch untersuchte Funktionen des Gehirns zugrunde. Betreibt man eine Sache nur, um mit ihrer Hilfe ein Ziel zu erreichen, dann ist die Beschäftigung mit dieser Sache ein notwendiges Übel. Hierzu braucht man die klassische Disziplin: Ich

halte das durch, auch wenn es keinen Spaß macht. Die Konsequenz ist, dass eher die Zeit der Maßstab beim Üben ist und nicht die Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit allerdings ist Voraussetzung für gute Gedächtnisleistung. Ist letztere nicht wie gewünscht, wird die Übezeit erhöht, oft bis an den Rand der körperlichen Belastbarkeit. Wachsen zudem noch die Ansprüche, denen die Kunst als Mittel genügen soll, ist der Weg frei für eine zerstörerische Stressspirale. Stress tritt oft auf, wenn Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen. Und Stress kann zu Ängsten führen. Von diesen wiederum weiß man, dass sie die Funktionsweise des Gehirns beeinträchtigen können. Damit haben wir den klassischen Teufelskreis: Die Angst, nicht zu können, was man will, führt dazu, dass man immer weniger das lernt, was man glaubt können zu müssen. Das Ende dieser Spirale sind häufig Verletzungen und Krankheiten, ein Hilferuf aus dem Inneren, die eigenen Wertekoordinaten neu zu bestimmen: Körper und Seele streiken.

Für das, was man beim Üben wirklich braucht, möchte ich ein anderes Wort als Disziplin verwenden (Disziplin: etym.: Züchtigung, Kasteiung). Ich will lieber von Diligenz sprechen. Diligenz steht für Achtsamkeit, Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Aufmerksamkeit ist der Treibstoff, der den virtuous circle nährt! Aufmerksamkeit bemerkt Veränderung. Veränderung ist Gegenstand der Neugier, besser Neulust und diese nährt erwiesenermaßen die Motivation sich erneut mit einer Sache oder dem Wechselspiel von Innen und Außen zu beschäftigen. Damit sind genau die beiden Ingredienzien vorhanden, die einen langfristigen Lernerfolg sichern. Das permanente Aufeinandertreffen von Stoff und den persönlichen Grenzen führt dazu, dass das Straßenmusikerparadoxon vermieden wird, das Lernen ist effektiv. Gleichzeitig nährt die Achtsamkeit auf die persönliche Entwicklung die Neugier und diese die Motivation sich auf einen langen, langen Weg zu begeben, womit der 10'000 – Stundenregel genüge getan wird.

Was nun langfristige Visionen angeht, so können diese natürlich hilfreich aber auch verderblich sein. Eine Vision, die Ruhm, gesellschaftliche Anerkennung zum Inhalt hat, kann schnell in die Irre führen. In der Verhaltensforschung spricht man davon, dass es für Bedürfnisse dieser Art keine triebbefriedigende Handlung gibt. Es muss immer mehr sein. Das Bedürfnis etwa berühmt zu sein, hat die dieselbe Funktion wie Meerwasser für den Durstigen. Anders sieht es mit Visionen aus, die künstlerische Fertigkeiten zum Inhalt haben. Diese helfen über die eine oder andere Klippe des vom Üben geprägten Alltags hinweg.

Der Künstler ist sein eigenes Produkt

Jetzt verlangt man von einem Künstler natürlich nicht nur, dass er technische Fertigkeiten auf hohem Niveau besitzt. Diese Fertigkeiten haben eigentlich keine andere Funktion, als den Künstler in seinem Innenleben für Außenstehende besser sichtbar zu machen. Man könnte es gerade als Wesensmerkmal großer darstellender Künstler bezeichnen, dass man durch den virtuosen Gebrauch von Technik diese nicht mehr bemerkt und der Künstler sich vor einem Publikum völlig entäußert, seine Seele sozusagen für alle Menschen sichtbar auf einem Präpariertuch ausbreitet. Man denke in diesem Zusammenhang nur an den Jazzpianisten Keith Jarrett. Dieser Mut sich seelisch nackt zu zeigen birgt natürlich auch ein extremes Risiko. Der Künstler ist, egal ob Schriftsteller, Tänzer, Musiker, Schauspieler, Maler, eigentlich sein eigenes Produkt. Natürlich unterscheiden sich die Wege wie er Einstellungen und Gefühle dem Rezipienten mitteilt. In

letzter Konsequenz will der Betrachter oder Zuhörer immer den Menschen hinter der Kunst sehen. Und genau dieser Mensch in seiner ganzen Verletzlichkeit ist auch der Gegenstand von Lob und Kritik. An anderer Stelle habe ich darauf hingewiesen, dass wir es zum Beispiel auch bei der Ausbildung von Wissenschaftlern unterlassen, Charaktereigenschaften wie Kreativität und Beharrlichkeit zu fördern, die unabdingbar sind, wenn man eine Meinung vertritt, die sich vom Mainstream unterscheidet. Egal, ob Wissenschaftler oder Künstler, beide brauchen ein dickes Fell. Van Gogh verkaufte in seinem Leben kein einziges Bild, sieht man von dem ab, dass sein Bruder inkognito erwarb. Remarque schickte sein Manuskript an zwanzig verschiedene Verlage, bis es ein Weltbestseller wurde. Nicht anders erging es Rowling, der Verfasserin von Harry Potter und ungenannt sind alle nicht erkannten Genies, die an der Mauer von Ignoranz und Hochmut zerbrachen. Retten kann man sich nur dadurch, dass man genau weiß was man tut und Kritik deshalb richtig einzuschätzen weiß.

Jeder Künstler ist sein eigener Unternehmer

Der Künstler ist sein eigenes Produkt und dadurch natürlich auch sein eigener Unternehmer. Er muss immer klug entscheiden, welche Ressourcen er in welche Projekte steckt. Das ist immer eine Gratwanderung, da man natürlich mit dem, was man tut, nahe bei sich selbst bleiben möchte, gleichzeitig von seiner Kunst auch leben muss. Aus diesem Grund können es sich nur Hasardeure erlauben, den Geschmack, der gerade Mode ist, gänzlich außer Betracht zu lassen. Auf der anderen Seite kann das aber auch Teil einer Strategie sein. Da Moden bisweilen kippen und die Künstler, die sich nicht angebiedert haben, zu neuen Trendsettern werden können. Wie ein Unternehmer benötigt ein Künstler auch ein Marketing und einen Vertrieb. In Ermangelung von Menschen, die diesen Job machen wollen, macht der Künstler das in Personalunion. Man kann behaupten, dass Künstler, die heute nicht in der Lage sind, sich im virtuellen Raum zu vermarkten, es schwer haben im globalen Konkurrenzkampf zu bestehen.

Unter dem Strich sehen wir also, dass Künstlern nicht nur Attribute wie Kreativität zukommen. Das Erlangen von Expertise benötigt ein praktisches Wissen, das weit über das hinausgeht, was an Schulen und Universitäten vermittelt wird. Auch hohe Selbstverantwortlichkeit, Stressresistenz, Beharrlichkeit, Kritikfähigkeit sind Eigenschaften, die man im Unternehmertum zu finden glaubt, die aber jeder Künstler haben muss, um in seinem Beruf Erfolg zu haben. In diesem Sinne sind Künstler nicht nur Visionäre und bunte Hunde sondern Menschen, die unserer Gesellschaft, die in hohem Maße in Sicherheitsdenken sklerotisiert, zum Vorteil gereichen können.